



# Die helle Seite der Macht

Der Ruf der Macht ist miserabel.  
Warum eigentlich? Eine Ehrenrettung

VON MALTE HENK UND BRITTA STUFF

## Aufstieg

Der alte Machthaber hieß Shogun. Er starb unerwartet. Eines Morgens lag er tot unter dem Baum, auf dem er geschlafen hatte. Vielleicht hätten die Untergebenen sich scheu genähert, hätten ihn berührt und mit Ästen zugedeckt, Schimpansen in Trauer. Aber die Wissenschaftler waren schneller. Sie fanden Shogun zuerst. Sie ermittelten die Todesursache, eine bakterielle Infektion, und brachten den Toten in einem Plastiksack unter die Erde – Ansteckungsgefahr.

Es war der 8. März 2016. Die Forscher fragten sich: Und jetzt? Wer übernimmt die Macht?

Seit Jahrzehnten folgten sie im Tai-Nationalpark an der Elfenbeinküste den Schimpansen beim Schimpansensein. Sie hatten Shoguns Gruppe schon studiert, da war der noch gar nicht geboren. Ungefähr 40 Tiere, für die es das Normalste der Welt war, den Dschungel mit seltsamen Fremden zu teilen, die ihnen mit Notizblock und Kamera hinterherrannten, Tag für Tag, von morgens bis abends.

Die Forscher kannten jeden Affen, sie hatten Datensätze, umfangreicher als jede Personalakte. Es war ein Leichtes, zu durchschauen, welche drei Kandidaten für Shoguns Nachfolge infrage kamen. Es war unmöglich, vorherzusagen, wer von ihnen am Ende das neue Alphatier sein würde.

Jacobo? Ein Tyrann. Stark, gewalttätig, impulsiv. Einer, der gern draufhaut. Klischeebild des männlichen Primaten.

Ibrahim? Eher klein gewachsen, eher abwartend. Einer, der nicht nur weiß, was er selbst will. Sondern auch, was die anderen wollen.

Kuba? Freundlicher Typ. Muskeln wie Jacobo, ausgeglichener wie Ibrahim. Einer, der nicht gern auf dicken Max macht.

Jacobo. Ibrahim. Kuba. Drei junge Erwachsene zwischen 16 und 19 Jahren, das perfekte Alter für den Sprung an die Spitze. Der Kampf um die Macht konnte beginnen.

Was nun geschah, hatten die Forscher vom Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie noch

nicht erlebt. Sie standen im Dschungel mit ihren Blocks und Kameras und staunten.

Weil nämlich gar nichts geschah. Die Forscher hatten einen Bürgerkrieg erwartet, kurz und heftig. Und die drei Affen belauerten einander ja auch: der tyrannische Jacobo, der schwächliche Ibrahim, der nette Kuba. Nur tat keiner den ersten Schritt und ging zum Angriff über, offenbar aus Angst, die beiden anderen könnten sich gegen ihn verbünden. Plötzlich gab es kein Alphatier mehr. Das hechelnde Gurren war abgeschafft, ein für menschliche Ohren etwas schriller Gruß, mit dem Schimpansen denjenigen ehren, der in der Hierarchie über ihnen steht. Über Nacht hatte die soziale Gleichheit den Dschungel erreicht.

Das Machtvakuum dauerte Tage. Wochen. Schließlich Monate.

Gelassenheit schien die Gruppe zu erfassen. In den Statistiken der Forscher fiel die Kurve der Aggressionsrate nach unten: kaum noch Angriffe, Bisse, Schläge. Kein Möchtegern-Chef rannte mehr brüllend durch die Gegend, einen Ast in der Hand, und machte sich wichtig. Kein Chef forderte mehr seine Rechte ein. Wer jetzt einen Fruchtbaum entdeckte, durfte die Früchte als Erster essen. Wer jetzt ein Weibchen begatten wollte, kam auch zum Zug. Jacobo, Ibrahim, Kuba – jeder der drei zeugte in dieser Zeit ein Kind. Die Weibchen suchten sich ihre Partner aus und schienen das neue System gut zu finden.

Etwas fehlte. Etwas störte. Im Jeder-für-sich-Modus gewann der Einzelne an Handlungsfreiheit, die Gruppe als Ganzes verlor sie. Die Schimpansen stießen am Rand ihres Territoriums auf Früchte und Nüsse, eine fremde Gruppe näherte sich – Ibrahim, Jacobo und die anderen traten den Rückzug an. Hätten sie früher nicht gemacht. Ihr Herrschaftsgebiet schrumpfte. Die Qualität ihrer Nahrung sank.

Die Forscher analysierten den Urin der Männchen. Die Stresswerte waren höher als früher, trotz der friedlichen Stimmung. Die soziale Gleichheit forderte mehr Kräfte als alles Ringen um Einfluss und Macht.

Am 23. Dezember 2016 plötzlich Lärm im Wald. Eine Doktorandin eilte los, um 16.38 Uhr schaltete sie die Kamera ein: der tyrannische Jacobo natürlich,

wer sonst. Er ging auf den netten Kuba los, der um Hilfe schrie. Es war der Moment für Ibrahim, an körperlicher Stärke beiden unterlegen, aber nicht an sozialer Intelligenz. Unter dem Jubel der Weibchen sprang er von einem Baum. Hektik, Brüllen, wackelnde Kamera. Die Stimme der Doktorandin, sportreporterhaft: »Ibrahim und Kuba jagen Jacobo.« Da muss Jacobo gespürt haben, dass er verloren hatte. Er zögerte, näherte sich Ibrahim. Nach neun Monaten erklang im Dschungel wieder die Melodie der Macht: Jacobos unterwürfiges Hechelgurren.

Dann war Stille. Ibrahim war der neue Herrscher. Er ist es bis heute.

**Es gibt einige wenige Sehnsüchte** des Menschen, die unser Miteinander prägen und die Gesellschaft voranbringen. Liebe. Solidarität. Anerkennung. Und Macht.

Für die meisten hat die Macht in dieser Aufzählung nichts zu suchen. Macht hat einen schlechten Ruf. Mächtige fangen Kriege an, Mächtige entscheiden über Tod und Leben, Mächtige bleiben unter sich, Mächtige sind korrupt, Mächtige kassieren ab, Mächtige ordnen Überstunden an, Mächtigen geht es nur um sich selbst. Man kann die negativen Seiten der Macht übersehen. Man kann nachlesen, wie Andrea Nahles von den eigenen Parteifreunden wegge-mobbt wurde. Man kann in der *Tageschau* sehen, wie Donald Trump oder Wladimir Putin sich als harte Herrscher präsentieren. Man kann Firmen dabei beobachten, wie sie zugrunde gehen, und die Bosse nehmen trotzdem ihre Boni mit nach Hause.

Macht, so scheint es, ist wie Braunkohle. Die dreckige Energiequelle des Miteinanders. Dieser Artikel soll eine Ehrenrettung der Macht sein. Er hat mit Affen begonnen, weil die Macht bei unseren engsten Verwandten noch nicht in Verruf geraten ist. Weil er soll im deutschen Bundestag weitergehen, weil einige Primatenforscher für das, was sie im Dschungel sehen, den Begriff »Politik« angemessen finden.

Roman Müller-Böhm, FDP, ist 26 Jahre alt und der jüngste Abgeordnete. Sein Büro wirkt kleiner als das Vorzimmer seines Parteichefs, noch fehlt jede

Erinnerung an bislang Erreichtes. Keine Fotos mit anderen Mächtigen, keine Mitbringsel aus Washington, keine gerahmten Urkunden. Ein Junggeselle der Macht. An der Wand hängt nur der Kalender, der anzeigt, wann die Sitzungswochen sind.

Müller-Böhm war bis September 2017 ehrenamtlicher Kommunalpolitiker in Mülheim an der Ruhr, dann kam er auf Listenplatz 21 der FDP Nordrhein-Westfalen. Am Abend der Bundestagswahl fuhr er nach Berlin. Er sagt, er habe nicht damit gerechnet, in den Bundestag einzuziehen. Gegen Mitternacht bekam er eine Mail, in der sinngemäß stand: Herzlichen Glückwunsch, bitte erscheinen Sie morgen zur Fraktionssitzung.

Von diesem Tag an war alles ein bisschen anders. Müller-Böhm beschreibt das so: Auch weil er der jüngste Abgeordnete war, gab es sofort »ein gewisses mediales Interesse«. Er habe gespürt: Seine Ansichten, seine Meinung, seine Ideen werden wiedergegeben, sie werden diskutiert, gedruckt. Er habe dann über die Dinge gesprochen, die ihm wichtig sind, zum Beispiel die Förderung von In-vitro-Fleisch.

Die Politik ist der Ort, an dem sich Macht in Reinform zeigt. An dem die Macht ständig infrage gestellt wird, sich immer wieder beweisen muss.

Der Weg in die Macht beginnt oft mit ganz kleinen Zielen für die Gesellschaft. Müller-Böhm will die Entwicklung von Fleisch aus Zellkulturen vorantreiben. Würde er im Dschungel der Elfenbeinküste leben, könnte man vielleicht sagen: Er ist ein kleiner Affe mit einer guten Idee.

Auch die Macht hat mal klein angefangen. Unsere Vorfahren, die Jäger und Sammler, streiften durch Wälder und Savannen, sie hatten keine Autos und Flugzeuge, keine Parlamente und Sitzungswochenkalender. Was sie hatten, waren Mittel gegen Machttrunkenheit. Wie es ihnen gelang, trocken zu bleiben, glauben Forscher durch Beobachtung heutiger Jäger-und-Sammler-Gruppen sagen zu können.

Es geht, kurz gesagt, um Gewaltenteilung. Um Bescheidenheit. Und um Tratsch.

Rein körperlich betrachtet, ist der Mensch schwächer und hilfloser als der Schimpanse. Die Jäger und Sammler waren deshalb in feindlicher Umgebung sogar noch mehr als die Ibrahims und Jacobos auf Kooperation angewiesen. Hatte bei der Jagd jemand

Erfolg, musste er an die anderen denken. Er bekam keinen größeren Anteil der Beute, er durfte sie nicht einmal selbst verteilen, das übernahmen andere. Die Hierarchien waren flach. Die Alpha-Position wechselte. Mal stand die beste Spurenleserin an der Spitze, kurz darauf vielleicht der körperlich Stärkste.

Die Jäger und Sammler stritten sich auch, es gab Gewalt, Tote. Aber was die Macht betrifft, gab es kein Problem.

Jedes Prahlen und jedes Ich-bin-für-mich-da war mit einer harten Sanktion belegt, dem Gesichtsverlust. Buschleute in der Kalahari, die !Kung, haben einem Anthropologen erzählt, wie das bei ihnen abläuft. »Stell dir vor, einer kommt gerade von der Jagd zurück. Er darf nicht großspurig verkünden: »Heute hab ich was Großes erlegt! Er muss sich still hinsetzen, bis jemand zu seinem Feuer kommt: »Was aufgespürt heute? Er antwortet leise: »Ach, ich bin kein guter Jäger. Hab gar nichts aufgespürt ... vielleicht was ganz Kleines.« Dann herrscht große Freude. Alle wissen: Heute werden wir satt.

Und wenn doch mal einer glaubt, er sei zu Höherem berufen? »Das akzeptieren wir nicht. Sein Stolz wird ihn dazu verführen, jemanden zu töten! Also reißen wir Sprüche darüber, wie wertlos seine Jagdbeute ist. So kühlen wir sein Gemüt.«

In einer idealen Welt wäre die Geschichte der Macht an dieser Stelle zu Ende. Happy End, Abspann.

Roman Müller-Böhm, in seinem kargen Bundestagsbüro im Jahr 2019, sagt, die Macht habe schon einen leichten Rausch-Effekt. Die Leute träten ihm jetzt respektvoller gegenüber. Sie merkten, dass er nicht mehr »der Herr Lindner« sagt, sondern »der Christian«. Er habe sechs Mitarbeiter, die er selbst ausgesucht habe. Er sagt das alles ohne jede Angst davor, wie es klingen könnte, auch, dass er sich vorgenommen hat, diesem Rausch nie ganz erliegen zu wollen: Mit 50 wolle er raus aus der Politik. Er wolle kein typischer Machtpolitiker werden, jemand, der viel erreicht habe und dennoch nicht loslassen könne. Er wolle nicht werden wie Horst Seehofer.

Beim In-vitro-Fleisch steht Müller-Böhm noch ganz am Anfang. Was sich schon geändert hat, sind die Äußerlichkeiten. Er sagt, er habe das

Die helle Seite der Macht Fortsetzung von S. 13

Gefühl gehabt, sich anders anziehen zu müssen, vorher hatte er zwei Anzüge, jetzt seien es zehn. Sein Terminkalender ist voller geworden, immer mehr Leute wollen ihn treffen, bei immer mehr Veranstaltungen muss er sich blicken lassen. Inzwischen ist er auf Monate hin fast ausgebucht. Ob er selbst schon ein wenig Macht hat? Müller-Böhm sagt, er könne jetzt Türen öffnen, die anderen verschlossen bleiben.

# Herrschaft

Ibrahim, der Schimpanse, ist ein weiser Herrscher. Er ist ein guter Jäger und teilt das Fleisch der Stummelaffen, die er erlegt, mit den Untergebenen. Er greift schon mal aggressiv durch, aber nur wenn jemand Ärger macht. Und, vielleicht das Wichtigste: Ibrahim besitzt zu viel Sozialkompetenz, um nachtragend zu sein. Oft sieht man ihn mit seinem Haupttribunalen Jacobo, und die beiden pflegen sich gegenseitig das Fell. Es ist ihre Art, einander zu sagen: So wie es jetzt ist, ist es doch gut, oder? Ibrahim ist der Alpha. Die Nummer eins. Jacobo die Nummer zwei. Kuba die Nummer drei. Die Nummer vier ein Männchen namens Woodstock.

Und immer so weiter, bis ganz nach unten. Ein Sozialgefüge wie eine Bundesligatabelle. Jeder weiß genau, wo er gerade steht und wo die anderen. Bei den Weibchen ist es ähnlich, sie haben ihre eigene Hierarchie; nur basiert weibliche Affenmacht stärker auf Alter und Erfahrung, sie kommt fast ohne Rangkämpfe aus.

Im Tierreich gibt es viele Hierarchien. Bei Hasen, Hühnern und Löwen. Meist ist es so: Macht wird vererbt, oder der Stärkste erkämpft sie sich. Bei Schimpansen sind die Machtkämpfe komplizierter, mit wechselnden Allianzen, Aufständen, Überraschungen. Denn Schimpansen leben in Gruppen zusammen, deren Mitglieder nicht miteinander verwandt sind. Sie haben gemeinsame Interessen. Sie jagen zusammen, sie verteidigen zusammen ihr Territorium. Man kann sagen, sie leben in einer offenen Gesellschaft.

Und in so einer Gesellschaft gibt es Konkurrenz. Zum Beispiel um das größte Stück Fleisch oder um das Weibchen.

Schimpansen kooperieren, und Schimpansen lösen ihre Konflikte. Und wir, als ihre engen Verwandten, tun es auch. In jedem Sportverein und jeder Firma ist es das Gleiche: Der Erfolg der Gruppe hängt davon ab, dass Fremde zusammenarbeiten. Aber jeder

will mal aufs Spielfeld und kaum jemand auf die Ersatzbank. Und jeder ist der Richtige für eine Gehaltserhöhung. Um dies zu regeln, hat die Menschheit den Trainer erfunden. Den Chef. Den Mächtigen. Macht ist die Bedienungsanleitung für gemeinsames Handeln.

Jeder Mensch ist ein Machtmensch. 40 Millisekunden genügen, schon hat ein Mensch den Unterschied zwischen einem überlegenen und einem unterwürfigen Blick erfasst. Begegnung der Angestellten auf dem Weg zur Kantine seinem Chef und denkt über dessen Stellung nach, dann werden in seinem Hirn der ventrolaterale und der dorsolaterale präfrontale Kortex aktiviert, kurz gesagt: Gefühl und Verstand. Der Gyrus temporalis superior schaltet hoch – der Angestellte versucht zu ergründen, was der Chef gerade denkt. Ergibt sich ein Gespräch, passt der Rangniedrigere automatisch seine Stimmfrequenz an die des Ranghöheren an.

Es geschah in der Nähe großer Flüsse, dass die Macht ihre Unschuld verlor, am Indus, am Nil, zwischen Euphrat und Tigris: Die Jäger und Sammler waren keine mehr, die Menschen waren jetzt sesshaft, sie bestellten Felder, bauten Hütten. Sie fingen an, Besitz anzuhäufen. Nirgends war der Boden fruchtbarer als im Schwemmland der Flüsse. Dort ließen sich riesige Ernten einfahren. Bald gab es Getreidelager. Bald gab es Menschen, die viel besaßen, und Menschen, die wenig besaßen. Die Besitzenden erfanden das Bier und den Wein und richteten Feste aus, um sich selbst zu erhöhen: Schaut mal, was ich euch bieten kann.

Der britische Soziologe Michael Mann nennt solche Gegenden »soziale Käfige«. Was er damit sagen will: Die Menschheit saß jetzt im Gefängnis der Hierarchien. Mit Herrschern und Arbeitern, mit Städten und Staaten, mit Armeen und Kriegen, Palästen und Armenvierteln.

Wollte man ein Grundgesetz der Macht formulieren, es könnte so lauten: Je mehr es zu verteilen gibt, desto mehr wird die Macht zum Problem. Man kann sich auf die Suche machen nach Geschichten über den Verlust der Unschuld, zum Beispiel über das alte Hawaii, wo die Anführer tabu waren, also heilig. Aß der Führer, mussten die Untertanen knien. Hob einer sein Knie vom Boden – Todesstrafe. Fiel nur der Schatten eines Untertanen auf den Körper des Führers oder auf dessen Haus – Todesstrafe.

Oder man nennt einfach ein paar Namen. Nero. Dschingis Khan. Napoleon. Stalin. Hitler. Lauter Männer, die unser Bild von der Macht geprägt haben.

Es geht auch eine Nummer kleiner. Konferenzzimmer statt Weltbühne.

Abschegen von der Liebe, haben Psychologen keine menschliche Beziehung so genau studiert wie die Macht.

Ein Experiment: Drei Studenten sitzen um einen Tisch. Sie kennen einander nicht. Die Psychologen haben sie gebeten, ein Regelwerk für ihre Universität

zu schreiben, ein Zufallsgenerator hat einen der drei zum Gruppenleiter bestimmt. Nach einer halben Stunde geht die Tür auf, jemand stellt wie nebenbei einen Teller auf den Tisch. Darauf fünf Schokoladenkekse. In den meisten Fällen isst nun jeder der drei Studenten nach und nach einen Keks. Schließlich sind noch zwei Kekse auf dem Teller. Die Höflichkeit verlangt, dass niemand den letzten Keks isst. Den vorletzten aber, den nimmt sich der Gruppenleiter. All das geschieht beiläufig, niemand der drei redet darüber, niemandem scheint es aufzufallen.

Kekessessende Gruppenleiter öffnen ihren Mund im Durchschnitt signifikant weiter als die Untergebenen. Sie schmatzen lauter. Es fallen mehr Krümel auf ihre Kleidung. Noch einmal: Die Hierarchie sind noch zwei Kekse auf dem Teller.

Bei einer Umfrage unter 1275 Angestellten in den Niederlanden gaben die oben in der Hierarchie häufiger als die unten an, sie hätten gern eine Affäre oder sie hätten eine gehabt.

Menschen, die sich mächtig fühlen, finden häufiger als andere: Wenn ich Steuern hinterziehe, ist das in Ordnung.

Sie überschätzen ihre Fähigkeit, die Antwort auf eine Frage zu kennen.

Gibt man ihnen einen Filzstift und bittet sie, sich den Buchstaben E auf die Stirn zu malen, dann schreiben sie ihn im Durchschnitt dreimal seltener spiegelverkehrt. Sie schreiben also nicht so, dass ein gedachtes Gegenüber den Buchstaben gut lesen könnte – sondern sie selbst.

Sie denken weniger kleinteilig (Lenkrad, Motor, Außenspiegel). Sie reden lieber vom großen Ganzen (Auto).

Sie unterbrechen andere häufiger. Sie äußern eher Grobheiten. Sie lügen öfter.

Die Verkehrsregeln zu brechen ist auch in Ordnung.

Menschen, die sich mächtig fühlen, neigen stärker dazu, andere Menschen moralisch zu verurteilen – zum Beispiel für das Missachten der Verkehrsregeln.

Man wüsste gern, welche Sprüche den !Kung zu diesen seltsamen Leuten aus der Ersten Welt einfallen würden, bei denen sich immer einer die meisten Kekse in den Mund stopfen muss. Die Psychologie spricht vom »Macht-Paradox«: Beim Weg nach oben hilft soziale Intelligenz, und was gerät in Gefahr, hat man es einmal geschafft? Genau. Macht ist eine Resource, die sich selbst verbrauchen kann. Und zwar – jedenfalls in den Laboren der Sozialpsychologie – nicht nur bei Männern. Bei Frauen ebenso.

Malu Dreyer sagt, sie habe keine Steuern hinterzogen, und sie habe es auch nicht vor. Sie sagt, es sei falsch, Verkehrsregeln zu brechen, und sie würde das auch nie mit Absicht tun.

Sie sagt, sie krümele nicht. Vielleicht mal im Restaurant, wenn sie sich Brot abbreche, aber insgesamt eher selten.

»Hatten Sie mal eine Affäre?«  
»Natürlich nicht.«

Dreyer sitzt in ihrem Büro in der Staatskanzlei in Mainz mit Blick auf den Rhein, sie ist 58 Jahre alt, seit beinahe 25 Jahren in der Politik und zum Zeitpunkt des Gesprächs Ministerpräsidentin von Rheinland-Pfalz. Zwei Wochen später wird sie zusätzlich Parteivorsitzende der SPD sein, aber das weiß Dreyer an diesem Tag noch nicht. Sie weiß noch nicht, dass Andrea Nahles bald ihre Macht aufgeben wird und dass sie, Malu Dreyer, dann eine von dreien sein wird, die übernehmen, bis die SPD einen neuen Herrscher gefunden hat.

Es ist einerseits angenehm, mit Malu Dreyer zu sprechen. Sie hält immer Blickkontakt, sie antwortet freundlich, sie lächelt oft.

Es ist andererseits unangenehm, mit Malu Dreyer zu sprechen. Sie antwortet nie länger, als sie muss, kein Satz wirkt plaudernd oder gar zufällig. Worte, die im Kreis laufen, wie mit dem Zirkel abgemessen. Manchmal sieht sie vor der Antwort mit fragendem Blick ihre Sprecherin an, als wolle sie fragen: Kann ich das sagen?

Mit Malu Dreyer über Macht zu sprechen, das ist, als frage man einen Drachendompteur, wie der Drache denn so drauf ist, und der Dompteur antwortet, dass es eine verantwortungsvolle Aufgabe sei, solch ein stolzes Tier in seinem Besitz zu haben.

Dreyer sagt, Macht, das sei auch viele Gespräche führen und nachts schlecht schlafen. Sie spricht von Gestaltungswillen, davon, dass man Macht braucht, um Gutes zu bewegen, dass man nie Macht um der Macht willen wollen sollte. Sie spricht von einem Mandat auf Zeit und – wie der fiktive Drachendompteur – von der Verantwortung.

An den Mächtigen in Deutschland fällt beim Thema Macht ihre etwas verkrampte Bescheidenheit auf. Man könnte fast denken, sie hätten ein Führungskräfte-Seminar bei den !Kung besucht. Vorstandsvorsitzende und Spitzenpolitiker spielen heute die Rolle des Jägers, der sich voller Demut an seine Mitmenschen wendet: Ich mache das hier für euch alle. Glaub mir, ich bin einer von euch. Machtstreben? Ich doch nicht. Ich will nur meinen Beitrag dazu leisten, die Zukunft zu gestalten.

Seit der Epoche der Aufklärung stehen die Autorität der Herrscher und die Macht an sich infrage. Im 21. Jahrhundert reden die Mächtigen ihre Macht herunter, und tatsächlich ist sie oft kleiner geworden.

Stellt man sich die Macht als Kuchen vor, dann wollen und können sich heute immer mehr Menschen am Buffet bedienen. Konzerne. Mädchen, die zu Demos aufrufen.

Würde Malu Dreyer wie der junge FDP-Abgeordnete verkünden, sie wolle In-vitro-Fleisch fördern, hätte sie wohl vorher mit dem zuständigen Ministerium sprechen müssen, um sich abzusichern. Würde sie es dann tatsächlich öffentlich sagen, würde wahrscheinlich am nächsten Tag der

Bauernverband protestieren. Der Boulevard würde vielleicht titeln: Malu Dreyer will uns das Fleisch wegnehmen. Irgendjemand würde womöglich auf Facebook eine Kampagne starten.

Dreyer, die sich angeblich nicht den letzten Keksen nehmen würde, ohne zu fragen, ob ihn jemand anderes will, sagt auf die Frage, was sie mit ihrer Macht erreicht hat, sicherheitshalber: »Rheinland-Pfalz ist ein echtes Zusammenhaltsland, in dem die Menschen stark zueinander stehen.«

Wenn man ihr zuhört, denkt man irgendwann: Lässt sich die Geschichte der Macht nicht einfach zurückdrehen? Können wir nicht wieder wie die Jäger und Sammler werden, nur halt mit Fabriken, Globalisierung und Krankenversicherung? Warum braucht eine Partei heute noch eine Vorsitzende? Warum ein Konzern einen Vorstand? Können wir Menschen des 21. Jahrhunderts nicht zusammenspielen wie ein Orchester, nur halt ohne Dirigent?

Schön wär's.  
»Im zweiten Akt nach 75. Da würden wir einsteigen. Der sechste Takt.«

65 Musiker sitzen nebeneinander, Männer und Frauen jeden Alters, in hünerstallhafter Enge. Notenständer, Leselämpchen, Turnschuhe. Hinter ihnen eine Bühne. Dort stehen noch einmal mehr als 80 Musiker: Chor und Solosänger. Vor ihnen der Zuschauerraum. Er ist leer.

An die 150 Menschen, genauso viele wie in einer typischen Jäger-und-Sammler-Gruppe. Nur dass diese 150 nicht hinter Auerochsen her sind. Sie wollen gemeinsam ein Kunstwerk einstudieren. Eines der komplexesten Kunstwerke, die es gibt. Eine Wagner-Oper.

Im dunklen Zwischenreich des Orchestergrabens steht an diesem Abend eine Frau Anfang 30. Beobachtet man diese Frau bei der dreistündigen Probe zu *Lohengrin*, erledigt sich der Zweifel am Sinn der Macht ziemlich schnell. Joana Mallwitz, Generalmusikdirektorin hier am Staatstheater Nürnberg, hat um Punkt 19 Uhr ihren Platz am Pult betreten, mit Takstock und No-Blush-Kleidung, schwarze Jeans, schwarzes T-Shirt.

Und jetzt: Musik. Alles fließt. Die Arme der Dirigenten fließen.

Arme nach oben. Stopp.  
»Eine Bitte: das Diminuendo bitte wirklich auf die Vier.«

Fließen. Stopp. »Der zehnte nach 52, einfaches Forte, bitte.« Fließen. Joana Mallwitz mit federnden Beinen, federndem Oberkörper. Stopp. »Liebe Kollegen, ich brauche ein wärmeres Forte, das ist zu metallisch ... Streicher: der siebte nach 58, bitte das Crescendo nur bis zum Mezzoforte ...« Geigen werden weggelegt, Stifte gezückt, Notenblätter beschriftet. Vor Joana Mallwitz liegt ein gelbes Buch, die komplette Partitur, in einjährigem Selbststudium durchgearbeitet. Die Musiker haben sich selbst im Blick, ihr Instrument, ihre Stimme, ihre kleine

ANZEIGE

Informationen unter [www.convent.de/ndut](http://www.convent.de/ndut)

28. Mai 2019 | Handelskammer Hamburg

# 15. Norddeutscher Unternehmertag



Foto: © Ulrich Dreier

Was können Start-ups von ehrbaren Kaufleuten lernen? Eine Debatte über alte und neue Werte, Bauchgefühl und Transparenz führte Moderator Jens Tönnemann mit Volker Ernst, Inhaber von ERNST consulting, und Peer-Arne Böttcher, Geschäftsführer der Airy GreenTech GmbH (von links).



Foto: © Günther Schwenning

Großes Interesse in der Hamburger Handelskammer. Schließlich wurden im Plenum des Norddeutschen Unternehmertags auch Lösungsansätze für den Fachkräftemangel im Mittelstand besprochen. Diskutiert wurde eine breite Palette an Maßnahmen vom Marken-Branding bis zum verbesserten Betriebsklima.



Foto: © Günther Schwenning

**Drei Fragen an Martin Blach, Co-Gründer der Beratungsagentur Hirschen Group und Co-Autor des Buches »Kreativiert euch!«**

Wie kam es zu dem ungewöhnlichen Titel »Kreativiert euch«? Diese Wortschöpfung ist – anders als »Seid kreativ« – laut und mutig. Unsere Intention: eine Debatte anzustoßen über unser kreatives Potenzial, das wir alle besser nutzen müssen, um in Zeiten von KI zu bestehen. **Sind wir als Gesellschaft nicht kreativ genug?** In den USA sind in den letzten Jahrzehnten die weltweit größten Konzerne entstanden: Google, Amazon, Facebook, Apple – hochkreative Unternehmen in Struktur und Arbeitsweise und äußert attraktiv für Talente. Bedrohlich ist, dass jedes einzelne Gafa-Unternehmen fast den Wert des DAX 30 hat. **Kann man Kreativität denn institutionalisieren?** Kreativität muss in der Schule beginnen – in den USA ist creative writing Pflichtfach, wir laufen noch MINT hinterher, dabei kommt innovatives Denken zu kurz. Ferner hat Kreativität auch mit Unternehmenskultur zu tun: Muss der Ideengeber dafür Kritik einstecken, wird er nie wieder über neue Impulse nachdenken.

## Der Mittelstand – ein attraktiver Arbeitgeber?

**Geld oder Zufriedenheit – was zieht mehr bei der Akquise von Fachkräften? Beim 15. Norddeutschen Unternehmertag ging es um solche existenziellen Fragen wie auch um ethische Aspekte: Welche Werte zeichnen den Mittelstand eigentlich aus? Außerdem wurde in zahlreichen speziellen Foren eine große thematische Bandbreite abgehandelt.**

»Alte Werte in neuen Zeiten – was Start-ups von ehrbaren Kaufleuten lernen können.« Mit diesem Plenumstitel startete das Event. Kai Elmendorf, Vizepräsident der Handelskammer Hamburg, betonte die Vorzüge eines familiengeführten Unternehmens, merkte allerdings auch an, dass Tradition nicht bedeute, »nur die Asche zu bewahren«. Stets gelte es, auch die Glut zu entfachen. Daher sollten sich auch die hanseatischen Kaufleute überlegen, was sie womöglich von Start-ups lernen können. »Schließlich ist

dies eine Veranstaltung zum Netzwerken und Sichaustauschen.« Dass altherwürdige Tradition und moderner Spirit durchaus harmonisch Hand in Hand gehen können, demonstrierten glaubhaft die Gäste des ersten Plenums. Volker Ernst, als »Prototyp des ehrbaren Kaufmanns« vorgestellt, definierte seinen Ehrenkodex mit den Attributen »verlässlich, transparent und offen«. Außerdem gab er zu bedenken: »Im Geschäftsleben geht es um Menschen«, weshalb er sich immer mehr auf sein Bauchgefühl verlasse. Peer-Arne Böttcher, Gründer diverser Start-ups sowie des Businessclubs Hamburg, unterscheidet von Volker Ernst zwar das Alter, doch die beiden agieren nicht nur gemeinsam – Ernst ist einer der Gesellschafter der Airy GreenTech GmbH –, sondern versicherten sich auf dem Podium der identischen Werte.

Ernst achtet auf Details – wie viel Fröhlichkeit ein Team ausstrahle, wie viel Staub auf den Geräten liege

und wie organisiert der Kofferraum einer Führungskraft aussehe. Und auch Böttcher forderte Transparenz: »Tue nichts, was nicht morgen in der Zeitung stehen darf.« Die seit 500 Jahren gängigen alten Werte der Hanse sind den jungen Geschäftsleuten also gar nicht so fremd. Beim 15. Norddeutschen Unternehmertag ging es neben den Plenen in zwölf weiteren Workshops um konkrete Themen wie etwa die Gestaltung der Unternehmensfinanzierung oder die Herausforderung der adäquaten Reaktion auf den nahenden Brexit.

»Nichts ist so individuell wie das Kreditgeschäft im Mittelstand«, bilanzierte Jonas Mehrling. Im Forum der creditshelf AG erläuterte der Firmenkundenbetreuer alternative Lösungsansätze in Phasen, wenn z.B. eine starke Auftragslage vorfinanziert werden müsste oder sich Krisen einstellen. Durch spezielle Software-Tools könnte creditshelf über eine Vergabe von Krediten zwischen 100.000 bis zu fünf Millio-

nen Euro binnen 48 Stunden entscheiden und so Planungssicherheit gewähren.

Der Workshop der Rechtswirtschaftsgesellschaft Beiten Burkhardt richtete sich an Unternehmen, die sich im Handel mit Großbritannien befinden. Jurist Rainer Bierwagen betonte: »Es gibt keinen Unternehmensbereich, der vom Brexit nicht betroffen ist.« Es gelte nun, Verträge zu durchforsten, vor allem in puncto Transportarten, Produktregeln, Zölle, steuerliche Aspekte sowie insbesondere Arbeitsrecht und Personalplanung.

Die Fachkräfte-Akquise stand im Fokus des zweiten Plenums. Oder andersherum: Was macht einen mittelständischen Arbeitgeber attraktiv? Marcus Merheim, Manager bei XING, warb fürs »Employer Branding« als Schlüssel zum Erfolg, also Investitionen in die Arbeitgebermarke, und die Bekanntheit zu erhöhen. Stephanie Busch vom Start-up Facelift betonte die Bedeutung flexibler Arbeitszeiten und

**Norddeutscher Unternehmertag 2019**

Zum 15. Mal in Folge lud Convent zum Norddeutschen Unternehmertag. Das Event fand in Zusammenarbeit mit dem Zeitverlag, der Handelskammer Hamburg sowie weiteren Partnern statt. Etwa 350 Teilnehmer folgten dem umfangreichen Programm in zahlreichen Foren und Plenen. Im Zentrum stand der deutsche Mittelstand und seine Attraktivität als Arbeitgeber. Überdies bot sich bei Büffet und Infoständen im Foyer die Gelegenheit zum Networking.

**Weitere Informationen:**  
[www.convent.de/ndut](http://www.convent.de/ndut)

Veranstalter: **CONVENT** | In Zusammenarbeit mit dem Zeitverlag | Mit freundlicher Unterstützung: **HK** | Förderer: **BEITEN BURKHARDT**, **BRL**, **COMPEON**, **credit shelf**, **DELFS & PARTNER**, **DEUTSCHE ARBEIT FACH MARKE**, **DEUTSCHE LICHTMIE**, **HELVING KÖHN LOER WITTE**, **Kopilendo**, **MOHRE HAFS LUTHER**, **sipgate**, **TAXI AD**

# Die Macht hat ihre Unschuld verloren.

## Je mehr es zu verteilen gibt, desto mehr wird sie zum Problem

Gut gegen Böse, blaue Lichtschwerter gegen rote Lichtschwerter: In »Star Wars« müssen sich die Helden zwischen der hellen und der dunklen Seite der Macht entscheiden

Welt. Joana Mallwitz hat alles im Blick. Muss alles im Blick haben. Das Gesamtkunstwerk.

Der Chor wagt los, »Was bringen die? / Was tun sie kund? / Die Männer sind's des Telramund«, und Joana Mallwitz hebt den Arm. »Man hört WSSS«, mahnt sie nach oben auf die Bühne. »Lassen Sie es mehr schwingen! So etwa: WAAS.« Sie hat eine Wasserflasche dabei. So viel Körperspannung. So viel Konzentration. Joana Mallwitz schwitzt.

Sie war zwölf und in einem Frühstudiengang für musikalisch Hochbegabte, als sie ihre erste Partitur in Händen hielt. Schuberts *Unvollendete*. Sie las und las, und irgendwann stellte sie sich vor, wie das klingen musste. »Ich dachte: Ich brauche ein Orchester!« Sie wünschte sich die Partitur zum 13. Geburtstag und schrieb hinein: »Dies ist hoffentlich das erste Stück, das ich später als Dirigentin dirigieren werde.« Ein Mädchentraum, ein Traum von der Macht. Dirigieren, so beschreibt es der Shootingstar Joana Mallwitz heute, ist der Versuch, ein Orchester dazu zu bringen, diesen Klang in die Welt zu tragen. Den Klang, den sie in sich drin hat.

»Es gibt keinen anschaulicheren Ausdruck für Macht als die Tätigkeit des Dirigenten«, schrieb Elias Canetti 1960 in seinem Buch *Masse und Macht*. Wer nichts über die Macht wisse, könne alles über sie lernen, er müsse nur den Dirigenten betrachten. Die Macht einer Joana Mallwitz ist für alle sichtbar, es wäre unmöglich, sie zu leugnen. Mallwitz steht da oben und muss führen, mit ihrem ganzen Körper, allem Fühlen und aller Intelligenz, die sie hat. Vor Publikum kann sie kein Stopp-Signal geben. Sie muss dann »im Fluss die Dinge umsteuern«, muss die Oboe lauter winken und das Cello leiser. Jede Entscheidung und jeder Fehler werden sofort wirksam. Die Herrschaft der Dirigentin über Streicher, Bläser und Pauken ist die Herrschaft des Kochs über Nudeln, Gemüse und Gewürz.

Auch die Opernwelt lebt im Jahr 2019. Der Maestro-mäßige Auftritt gerät gerade aus der Mode: Herumfuchteln am Pult, Herumbrüllen in der Probe, solche Sachen. »Aber nur weil wir jünger und weiblicher sind, kann man nicht so tun, als wäre Dirigieren ein demokratischer Beruf«, sagt Joana Mallwitz. Der Typus des großen männlichen Dirigententypus wird verschwinden. Die Macht von Joana Mallwitz wird bleiben. Eine Oper von Wagner lässt sich anders nicht zum Leben erwecken.

Ohne Joana Mallwitz würden sie alle vor sich hinstellen und hinsingen, und es klänge schrecklich. Ohne Macht kein Zusammenspiel. Ohne Macht keine Gesellschaft.

Wird heute schlecht über die Macht geredet, ist in Wahrheit Machtmissbrauch gemeint. Es ist, als würden alle nur über Trennung, Ehebruch und häusliche Gewalt sprechen. Und darüber vergessen, dass es einen Zauber der Liebe gibt. Als hätten sie kein Thema Macht immer nur Donald Trump im Kopf und nie Joana Mallwitz.

Im Gespräch mit ihr geschieht etwas Unerwartetes. Hört man Joana Mallwitz zu, dann bekommt man auf einmal den Eindruck, als würde die Macht ständig die Seiten wechseln, von Joana Mallwitz zu ihrem Orchester und wieder zurück, mal ist sie hier und mal dort. Mallwitz sagt, sie könnte keinen ihrer Musiker feuern, wenn sie es denn wollte. Sie sagt, sie könnte nicht mal die Zweite Geige zur Ersten befördern. Die Musiker

sind fest angestellt, mit Verträgen für die genaue Position im Orchester, quasi Beamte.

Und natürlich kann ein Orchester gegen seinen Dirigenten spielen wie ein Fußballteam gegen seinen verhassten Trainer. »Die merken nach drei Minuten in der ersten Probe: Kann die das? Und hätten sie etwas gegen mich, wäre ich diejenige, die geht.« Joana Mallwitz ist eine Alleinherrscherin, deren Macht aber an viele Bedingungen geknüpft ist. Wie bei einem Politiker in unserer Demokratie.

Als die Probe zu *Lohengrin* um 22 Uhr endet, geht Joana Mallwitz in ihr Büro. Nachbearbeitung, viele Stunden lang. Die Musiker haben Feierabend und gehen nach Hause. Regiert werden hat auch seine angenehmen Seiten.

Die Macht wird unter anderem deshalb gebraucht, weil der Mensch nicht nur herrschen will. Es gibt auch das Bedürfnis, beherrscht zu werden. Danach, dass jemand einem die Entscheidung abnimmt. Lauter oder leiser spielen, kleine Krankenhäuser fördern oder große, den Auftrag für den neuen Fahrradweg vergeben, entscheiden, ob man mit Nordkorea verhandelt oder nicht. Nach einer Studie der Universität Leipzig wären 40 Prozent der Deutschen gern machtloser: Sie sagen, sie könnten sich vorstellen, ein autoritäres Regime zu unterstützen.

Viele Menschen wünschen sich einen Trump. Einen Putin. Einen Erdoğan. Je weniger klar ist, wer eigentlich das Sagen hat und was dieser Jemand mit seiner Macht eigentlich tut, desto mehr wächst die Sehnsucht nach Herrschern, die sich zur Macht bekennen. Die Sehnsucht nach Macht ist die Sehnsucht nach Klarheit, danach, dass die Welt für einen einfacher wird.

Ohne Macht wird alles schwieriger.

## Abstieg

Vielleicht dauert es noch zwei Jahre. Vielleicht auch fünf. Der Moment aber wird kommen. Einer von den Jüngeren wird Ibrahim herausfordern. Er wird Lärm machen, mit einem Ast durch die Gegend rennen oder gegen einen Baumstamm springen, um die Aufmerksamkeit der Weibchen zu erregen. Ibrahim wird seine Provokationen ignorieren. Bis er es nicht mehr kann.

Ibrahim wird die Macht verlieren. Der Neue wird sie gewinnen.

Ibrahim wird alt werden als einer, der mal was war. Vielleicht wird er immer noch was sein. Ein Ex-Alpha, wie es ihn oft gibt unter Schimpansen: ein weiser Schlichter, ein Experte der Macht, der sein Wissen in den Dienst der Gruppe stellt. Kämpfen wird er dann nicht mehr. Er wird am Rand stehen und doch seine Rolle spielen, eine Art Helmut Schmidt der Affen.

Roman Wittig, Forschungsgruppenleiter am Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie, beobachtete einmal, wie einer dieser alten Ex-Chefs einen Kampf zwischen seinem Nachfolger und einem Mächtigen beendete. Der Alte griff nach den Knöcheln des neuen Alpha, zog ihn mit sich, sie liefen im Kreis um einen Baum herum, ein lustiges Spiel, immer näher an den Mächtigen heran, der Alte

bezogen den Mächtigen mit ein, nun liefen sie zu dritt, da zog sich der Alte zurück, die beiden Kontrahenten spielten friedlich zu zweit, und es war Ruhe.

Manche von den Alten haben eine Schlüsselrolle bei der Besetzung der Alpha-Stelle, Trickser der Macht, die mal für die eine und mal für die andere Seite Partei ergreifen.

Vielleicht wird Ibrahim schnell abtreten, gesichtswahrend. Vielleicht wird er sich auf einen letzten Kampf einlassen. Wer weiß. Wäre Ibrahim ein Mensch, man wünschte ihm einen Abgang, der zumindest so aussieht, als geschehe er freiwillig. Diejenigen, die nicht freiwillig gehen, leiden am meisten. Diejenigen, die nicht freiwillig gehen, sind am spannendsten. Stoff für Kabinengespräche unter Büroangestellten, Stoff für die Weltliteratur.

Die großen Machtgeschichten der Menschheit sind in Wahrheit oft Machtverlustgeschichten. Mit solchen Geschichten beschäftigt sich an der Universität Harvard ein Mann namens Stephen Greenblatt. Greenblatt ist der bekannteste Experte für die Werke William Shakespeares. Er sagt: »Shakespeare war sein Leben lang besessen vom Thema Macht.«

Da gibt es Getriebene, die um die Macht ringen, vor allem gibt es Verzweifelte, die gegen das Ende ihrer Macht ankämpfen. Richard III.: als Kind hässlich, ungeliebt, geboren mit Zähnen im Mund, gierig nach der Herrschaft, die er dann brutal erringt. Macbeth: guter Mann eigentlich, der sich aber von seiner Frau einreden lässt, ein perfekter Mord könne den Weg zur Königskrone abkürzen.

William Shakespeare ist unser Korrespondent der Macht, der wie die Forscher vom Max-Planck-Institut seinen Protagonisten hinterherhilt und Bericht erstattet: Macbeth und seine Frau machen Jagd auf König Duncan!

Eine Shakespeare-Figur befindet sich eine Sekunde lang auf dem Gipfel ihrer Herrschaft. Dann: Schlaflosigkeit. Einsamkeit. Panik vor Konkurrenz und Verrat. Dann sagt Richard III.: »Mir liegt viel dran, dass ich jedwede Hoffnung / Erstick, die, wenn sie wächst, mir schaden kann« – und lässt seinen engsten Vertrauten beseitigen und seine beiden kleinen Neffen dazu. Dann mordet auch Macbeth aus Angst vor Widersachern in der Gegend herum, bis sich wirklich die Widersacher gegen ihn sammeln.

Am Ende zerfällt bei Shakespeare meist der ganze Staat, und alles liegt in Trümmern.

Als William Shakespeare sich das ausdachte, wurde die langjährige Herrscherin Königin Elisabeth alt, sie hatte keine Kinder, hatte keinen Nachfolger benannt. Die Frage, wie es ohne Angela Merkel weitergeht, wirkt bescheiden dagegen. Greenblatt: »Das System funktioniert nicht mehr, seine Institutionen und Hierarchien und Rituale, was geht zu Ende, und keiner weiß, was kommt – darum geht es bei Shakespeare. Nicht einfach darum, wer gerade mehr Geld oder Einfluss hat.«

Ließe man die Affenforscher mit ihrem Affenforscherblick die Deutschen beobachten, sie würden eine Phase des Umbruchs feststellen. Eine Phase mit unklaren Machtbeziehungen, ohne erkennbaren Alpha, ohne Hechelgrunzen, mit hohen Stresswerten. Sie würden feststellen, dass »etwas zu Ende geht, und keiner weiß, was kommt«.

Mit der Ära Merkel endet die Ära der Volksparteien, das System wird von außen angegriffen,

Mächtige werden zu Ohnmächtigen. Im Märchen *Des Kaisers neue Kleider* zeigt ein Kind auf den nackten Kaiser, es sagt: »Aber er hat ja nichts an.« Heute zeigt Rezo, der YouTuber, auf die CDU.

Das Ende eines Machtssystems und der Beginn eines neuen fielen fast immer mit dem Aufkommen eines neuen Mediums zusammen. Der neu erfundene Buchdruck verbreitete die Gedanken der Reformation, plötzlich schien jeder auch außerhalb der alten Eliten mitreden zu können. Ohne das Massenmedium Zeitung keine Massendemokratie, ohne die Macht der bewegten Bilder keine effektive Propaganda in der Nazi-Zeit.

Neue Medien haben schon immer ein Gefühl der Beschleunigung und des unüberschaubaren Fortschritts ausgelöst. Sie haben es Menschen, die vorher nie an die Macht gekommen wären, möglich gemacht, plötzlich mächtig zu sein. Der Erfolg von Trump ist ohne Twitter nicht zu erklären, der der AfD nicht ohne Facebook und der von Rezo nicht ohne YouTube. Und die Angst der alten Eliten auch nicht.

Aus ihren Erfahrungen im Dschungel wüssten die Forscher, dass die Panik vor Machtverlust und Chaos ganz normal ist. Wenn man selbst drinsteckt, fühlt es sich anders an.

Als Stefan Mappus im Jahr 2010 Ministerpräsident wurde, hatte die CDU zeit seines Lebens noch nicht eine Landtagswahl in Baden-Württemberg verloren. Die Partei war wie eine Adelsdynastie, in der sich Privilegien vererben, bis in alle Ewigkeit.

Mappus hatte sich in der CDU hochgearbeitet, vom Gemeinderatsmitglied in Mühlacker zum Landtagsabgeordneten, vom Staatssekretär zum Minister. Er sagt: »Ich habe relativ schnell die Machtmechanismen von Politik begriffen.« Im Jahr 2010 schließlich wurde der damalige Ministerpräsident Günther Oettinger EU-Kommissar in Brüssel. Stefan Mappus, sein Nachfolger, war jetzt der erste Mann in Baden-Württemberg.

3387 Tage nach seinem ersten Tag als Ministerpräsident sitzt Mappus im Besprechungszimmer seiner IT-Beratungsfirma bei München. Er hat gezögert, ob er einem Gespräch über Macht zustimmen soll. Misstrauen ist etwas, das ehemaligen Herrschern erhalten bleiben kann wie eine Narbe.

Mappus' Abwahl war nicht nur das Ende einer einzelnen politischen Karriere, es war der Anfang vom Ende der Volksparteien. Mappus war der erste Regierungschef Deutschlands, der einem Grünen weichen musste: Winfried Kretschmann.

Wenn man Mappus fragt, weshalb er nach nicht mal anderthalb Jahren im Amt abgewählt wurde, dann nennt er ein Ereignis, das für jeden sichtbar außerhalb seiner Macht lag. Es sei die Nuklearkatastrophe von Fukushima gewesen, die zwei Wochen vor der Wahl begann und den Grünen neue Wähler beschert habe.

Man könnte auch sagen: Es war der schwarze Donnerstag.

Dieser Tag in Mappus' Amtszeit ging in die Geschichte ein. Am 30. September 2010 protestierten Tausende Demonstranten gegen das Bauprojekt Stuttgart 21, die Polizei setzte Schlagstöcke, Pfefferspray und Wasserwerfer ein, die Lage eskalierte, zahlreiche Menschen wurden verletzt, ein Mann erblindete fast vollständig.

Es war eine Demonstration des Staates, wer die Macht hat.

Später urteilte ein Gericht, dass der Polizeieinsatz überzogen war. Spricht man Mappus heute auf die Zeit danach an, sagt er: »Was ich da erlebt habe, das war abartig.«

Mappus sagt, er sei ab diesem Tag in die höchste Sicherheitsstufe eingeordnet worden, die es für einen Politiker gibt, ähnlich stark würden nur die Kanzlerin und der Bundespräsident geschützt. Er bekam Morddrohungen, »mein Fahrzeug wurde angegriffen«. Mappus sagt: »Bis zu einem gewissen Punkt ist Macht ein Schild, der dich schützt. Aber irgendwann donnert der Schild mit dem ganzen Gewicht auf dich drauf. Das habe ich damals erlebt.«

Je mehr Macht, desto härter am Ende der Aufrall. Nach seiner Abwahl wurde gegen ihn in der EnBW-Affäre ermittelt, ihm wurde vorgeworfen, er habe sich beim Kauf eines Aktienpakets durch das Land Baden-Württemberg der Untreue schuldig gemacht. Die Staatsanwaltschaft ließ sein Haus durchsuchen, später wurde das Verfahren eingestellt.

Mappus sagt, er habe »die Einflussmöglichkeiten, die die politischen Ämter, die ich innehatte, mit sich brachten, nie missbraucht«. Er spricht wie ein geschlagener Feldherr, der seine Geschichte schon oft im Kopf durchgegangen ist und sich selbst freigesprochen hat. Es geht um Gegner, die nicht fair kämpften, um Sackgassen, aus denen er nicht mehr rauskam, um Momente, in denen jede Entscheidung die falsche gewesen wäre.

Macbeth und Richard III. gehen auf dem Schlachtfeld zugrunde. Macbeths abgeschlagener Kopf wird der Welt präsentiert wie ein Pokal. Als Richard III. stirbt, rufen sie: »Der Tag ist unser; dieser Bluthund tot.« Am Ende der Macht stehen oft ein Herrscher, der glaubt, dass er das Richtige tat, und ein Volk, das es anders sieht.

Stefan Mappus war erst Mitte vierzig, als seine Zeit in der Politik endete. Den Google-Alert zu seinem Namen hat er vor einem halben Jahr abgeschaltet. Es kam kaum noch etwas. Wenn Mappus sich zu In-vitro-Fleisch äußern würde, wäre es keine Meldung wert.

Mappus sagt, wenn er Zeitung lese, komme ihm heute manchmal noch der Gedanke: Wie hätte ich das wohl entschieden?

### Literaturhinweise

Andreas Anter: Theorien der Macht zur Einführung. Junius, Hamburg 2012

Stephen Greenblatt: Der Tyrann. Shakespeares Machtkunde für das 21. Jahrhundert; Siedler, München 2018

Dacher Keltner: Das Macht-Paradox. Wie wir Einfluss gewinnen – oder verlieren; Campus, Frankfurt am Main 2016

Robert Sapolsky: Gewalt und Mitgefühl. Die Biologie des menschlichen Verhaltens; Hanser, München 2017